

Florian Werner

Wir sind Weltmeister

Ein Besuch in der Akkordeonmetropole Klingenthal

Wanderer, kommst du nach Klingenthal, schließe erst einmal deine Augen.

Nicht etwa, weil die Gegend unansehnlich wäre — im Gegenteil, das Erzgebirge zeigt sich hier von seiner erz-erbaulichsten Seite, die Frühlingssonne blüht, die Fichten leuchten, die Schneeglöckchen bimmeln am Wegesrand — nein, um besser zu hören. Schließlich befindest du dich im sogenannten *Musikwinkel*, die Stadt Klingenthal hat eine Lyra im Wappen, und du fragst dich schon seit Tagen, wie ein Ort mit einem so klangvollen Namen eigentlich — klingt.

Du hörst von Ferne ein dezentes Gluckern: Das muss die Zwota sein, jener Bach, der dieses Tal vor Jahrmillionen gegraben hat und sich nach wie vor, von Westen kommend, durch den Tonglimmerschiefer des Erzgebirges frisst. Du hörst auf der oberen Talseite das Klopfen eines Spechts: drei harte Sechzehntelschläge, *fortissimo* — dann eine Pause, während derer sich der Specht vermutlich von den Erschütterungen erholt, den Nacken massiert und eine Kopfschmerztablette einwirft. Du hörst den Gesang einer Amsel, wenn du dich nicht täuschst, singt sie Beethoven — oder doch eher was von den Beatles, *blackbird singing in the light of day?*

Du hörst, zu guter Letzt, das Dieseln der anfahrenden Vogtlandbahn, die dich als einzigen Passagier hier abgesetzt hat. Dann das Starten von Motoren, die Autos, die am Bahnübergang gewartet haben, entfernen sich langsam, werden leiser. Du wirst im Verlauf der folgenden Tage feststellen, dass in Klingenthal fast immer aus irgendeiner Richtung ein Fahrzeug zu hören ist: Die Siedlung zieht sich über dreiundzwanzig Kilometer in die Länge, bei nur siebentausend Einwohnern, die Topographie erinnert dich an eine grotesk gedehnte Ziehharmonika. Als leidenschaftlicher Geher hast du dir vorgenommen, während deines Aufenthalts alle Wege zu Fuß zu machen — du wirst die Weisheit dieser Entscheidung noch des Öfteren hinterfragen.

Du gehst also an der Hauptstraße nach Osten, kein *anderer Wanderer* kommt dir entgegen, nur ein kleines Mädchen mit Marienkäfer-T-Shirt und farblich dazu passenden roten Haaren. Wo sich denn bitteschön das Harmonikamuseum befinde?, sprichst du sie an. Das Mädchen legt die Stirn in

Falten, das heißt, nein, sie hat noch keine Falten, sie guckt nachdenklich, dann sagt sie sehr ernsthaft und erwachsen: „Das weiß ich nicht. Ich bin hier ja selbst nicht zuhause.“ Du fragst dich, ob sie damit tatsächlich meint, dass sie woanders wohnt — oder ob sie mit diesem Satz womöglich eine existenzphilosophische Aussage trifft: Wir sind alle nur Wanderer und Wanderinnen im finsternen Tal, unsere irdischen Behausungen sind nicht von Dauer. Wie so oft triggern diese Gedanken bei dir sofort einen Ohrwurm, und während du weitergehst, kraucht dir in Dauerschleife ein Choral von Paul Gerhardt durch den Kopf: *Ich bin ein Gast auf Erden / und hab hier keinen Stand; / der Himmel soll mir werden, / da ist mein Vaterland.*

So weit musst du zum Glück nicht gehen — denn unmittelbar hinter der nächsten Straßenbiegung erhebt sich, unübersehbar, ein großes vierstöckiges Gebäude, Gründerzeit, die Fassade frisch eitergelb gestrichen, darauf ein riesiges Wandgemälde, drei Mundharmonikas, eine Ziehharmonika, dazu der Schriftzug: *Harmonikamuseum*. Hier muss es sein.

Schon im Treppenhaus empfängt dich Orgelmusik, sie scheint aus einem der oberen Geschosse zu kommen: „Comme d’habitude“, besser bekannt in der englischen Interpretation von Frank Sinatra: „I did it my way“. Du folgst ihrem Lockruf, findest den Weg in den ersten Stock, betrittst das erstbeste Zimmer und erblickst dort einen älteren Herren mit Karohemd, grauen Haaren und Stoppelbart. Er sitzt zwischen Dutzenden von Heimorgeln, Keyboards, E-Klavieren und Synthesizern an einem riesigen, dreimanualigen Instrument mit der Aufschrift *Solist* und zieht, im wahrsten Sinne des Wortes, alle Register: *And more, much more than this, / I did it ...* Leider unterbricht er, kaum dass er dich eintreten sieht, sein Spiel.

Ob er, der Herr, denn zum Harmonikamuseum gehöre? Er mustert dich erstaunt, offenbar eine blöde Frage, und antwortet dann mit jener kaum identifizierbaren Ironie, wie nur die Sachsen sie beherrschen: „Ich *bin* das Museum.“ Damit sind die Verhältnisse geklärt, er ist das Museum, du bist der, wie es aussieht, einzige Gast. Glück für dich: In den folgenden zwei Stunden erhältst du eine private Führung und erfährst dabei alles, wirklich alles über Geschichte und Gegenwart der vogtländischen Musikinstrumentenherstellung.

Du erfährst, dass in der Gegend des heutigen Klingenthal zunächst die Schmiedehämmer erklangen: Seit dem sechzehnten Jahrhundert wurde hier Erz gefördert, die Hänge sind steil, das Tal ist eng, für Weidewirtschaft oder

Ackerbau ist schlicht kein Platz. Erst, als in Folge des Dreißigjährigen Krieges böhmische Religionsflüchtlinge ins Tal strömten und die Geigenbaukunst mitbrachten, wurden andere Saiten aufgezogen: Das Dangeln der Hammerwerke wich dem Klang von Violinen und Gamben und Lauten.

Der eigentliche Schicksalsakkord ertönte aber im neunzehnten Jahrhundert: 1829 brachte ein Klingenthaler Instrumentenhändler von einer Dienstreise eine Mundharmonika mit; gut zwanzig Jahre später lernte ein örtlicher Tischler in Magdeburg die Kunst des *Handharmonikabaus* kennen. Es war Liebe auf den ersten Ton: Fortan ließen die Klingenthaler Geigen und Gamben links liegen und konzentrierten sich auf die Herstellung von Zungeninstrumenten — Instrumenten also, bei denen der Ton durch die Vibration einer freischwingenden Metallzunge entsteht. Ob die Luft, die diese Membran in Bewegung versetzt, mit Händen und Füßen durchs Instrument gepumpt oder mündlich hineingeblasen wird, ist dabei zunächst einmal zweitrangig.

Du verstehst zum ersten Mal, dass aufgrund dieser Art der Tonerzeugung äußerlich extrem unterschiedliche Instrumente wie das Akkordeon, die Mundharmonika, das Harmonium, die Melodika, die Triola, das Bandoneon oder die Konzertina miteinander verwandt sind. Du erfährst, dass es aber vor allem die Handharmonika ist — *der Balgn*, wie sie im lokalen Dialekt genannt wird — die es den Klingenthalern angetan hat.

Im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert sprießen im ganzen Tal Werkstätten aus dem Boden, Instrumente mit exotisch klingenden Markennamen entstehen: *Araldo. Barcarole. Firotti. Galotta. Gigantilli. Hutschelli. Piakordia*. Und nicht nur die Namen sind international, tatsächlich werden die Zungeninstrumente aus Klingenthal bald in die ganze Welt exportiert: nach Australien, Südostasien, Südafrika, nach Nord- und natürlich Südamerika, vor allem Argentinien, wo man das Bandoneon aufgrund der Tango-Kultur bald für ein einheimisches Instrument zu halten beginnt. Vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs kommt über die Hälfte der weltweit verkauften Harmonikas aus dem Vogtland.

Und mehr als tausend dieser Instrumente sind hier, im Harmonikamuseum, leibhaftig zu erfahren. Du siehst Mundharmonikas, die so breit sind, dass man zu ihrer Bedienung drei nebeneinander stehende und pustende Musiker braucht. Du hörst von Akkordeons, die so übermannshoch und schwer sind, dass sechs ausgewachsene Spieler vonnöten sind, um ihre Klaviatur zu

bedienen. Du begreifst, dass die Geschichte der Durchschlagungsinstrumente sehr viel größer ist, als du jemals geahnt hast, und wankst schließlich erfahrungssatt, erschlagen, wie vom Balg eines zehnoktavigen Akkordeons hinweggeblasen nach draußen.

Wanderer, bist du in Klingenthal und von den Exponaten des Harmonikamuseums auf die Straße geweht worden — lass dich von der quetschkommodigen Topographie des Ortes nicht entmutigen. Wende dich lieber nach Osten und gehe weiter flussabwärts, immer entlang der Landstraße, immer parallel zur Grenze, die, das hast du auf der Karte gesehen, nur wenige hundert Meter weiter südlich verläuft, die Hügel auf der gegenüberliegenden Talseite gehören schon zu Tschechien. Du passierst den „Gasthof zum Walfisch“, aus der offenen Tür strömt das Schunkeln einer Heimorgel, auf den Wellen der Musik folgt eine Schaumkrone beschwingter, ja, womöglich auch ein wenig beschwipster älterer Damen. Was hier denn heute gefeiert werde?, willst du von einer der Damen wissen. Na, der *Indernationôle Frauendôch!* Aber — du rechnest kurz nach — ist der denn nicht erst morgen? Doch, doch, lautet die gut gelaunte Antwort: Aber man feiere ihn schon seit drei Tagen.

Beeindruckt von so viel Einsatz für die Gleichstellung der Geschlechter wankst du weiter und kommst nach wenigen Schritten an einem Wandgemälde vorbei: Es zeigt einen schneidig dreinblickenden jungen Akkordeonspieler. Dann an einer sehr schönen vogtländischen Schnitzerei, einem Holzrelief: Es zeigt einen älteren, bärtigen Akkordeonspieler. Dann an einer lebensgroßen, naturalistisch gestalteten Statue aus Stein, ein Akkordeonspieler. Danach an einer Bronzeplastik, sozialistischer Realismus, drei Arbeiter, einer der Männer hält, wie sollte es anders sein?, ein Akkordeon. Sowie zu guter Letzt an einem Werbeplakat, es zeigt einen Mann, der von einem Akkordeon erschlagen wurde — vielleicht versucht er auch, sich in Ermangelung einer Decke damit zu wärmen, jedenfalls liegt er auf dem Rücken, die Arme und Beine von sich gestreckt, die Augen geschlossen, quer über seinem Körper liegt der aufgefaltete Balg einer Handharmonika, über ihm steht der Schriftzug: *Akkordeons für viele Lebenslagen.*

Das Plakat hängt am Zaun einer gewaltigen Fabrikanlage, wie ein gestrandeter Walfisch liegt sie am Ufer der Zwota, die Fenster sind blind, die

Mauern von Pioniergehölzen überwuchert, neben dem Eingangstor prangt ein verblichenes Schild mit dem Schriftzug: WELTMEISTER AKKORDEON MANUFAKTUR. Dir wird klar, dass du vor den Toren der legendären Klingenthaler Akkordeonwerke stehst, der Mann, der das Museum ist, hat dir davon erzählt. In der DDR wurden die vielen kleinen Harmonikahersteller zu Produktionsgenossenschaften zusammengeschlossen und schließlich in einen Volkseigenen Betrieb umgewandelt, der VEB Klingenthaler Akkordeonwerke beschäftigte zu Hochzeiten an die 4000 Menschen und produzierte jährlich über 125 000 Instrumente. Jetzt, einen Systemwechsel, zwei Insolvenzen und knapp vier Jahrzehnte später, scheinen die Fabriktore endgültig geschlossen zu sein, *fine*, der letzte Investor machte sich vorletztes Jahr aus dem Staub.

Was es aber noch gibt, ist das ehemalige Werbeorchester des Unternehmens! Das Akkordeonorchester Klingenthal wurde 1963 gegründet und ist immer noch aktiv, und natürlich spielen alle Mitglieder Instrumente von Weltmeister. Wanderer, bist du in Klingenthal, bete, dass dein Besuch mit einem ihrer Auftritte zusammenfällt — oder besser noch: bemühe dich, deinen Aufenthalt mit ihrem Dienstplan zu harmonisieren. Denn siehe oder besser, höre: So etwas haben deine Trommelfelle noch nicht erlebt, schon beim Gedanken an ein Konzert dieses Orchesters tun deine Ohren gut daran, zu schlackern.

Mit hochroten Lauschern näherst du dich dem örtlichen Gymnasium, denn du hast brav gebetet oder ganz einfach Glück, heute Abend soll hier ein Auftritt stattfinden. Bei dem Gymnasium handelt es sich, wie du der Fassadenaufschrift entnimmst, um eine Eliteschule des Sports: eine andere herausragende Fähigkeit der Klingenthaler, neben dem Harmonikabau, ist nämlich das Skispringen, wenige Kilometer talaufwärts liegt die Harry-Glaß-Schanze. Während deiner Wanderung hierher hast du eine Theorie entwickelt, um die Menschen, denen du begegnest, grob zu typisieren: Du unterteilst sie in *Skispringer* und *Akkordeonisten*. Die Ersteren wollen hoch hinaus, sie nutzen die Steilheit der hiesigen Hänge, um Schwung zu nehmen, um die Schwerkraft der Scholle zu überwinden und dem Tal zu entkommen, sie sind zentrifugale Typen. Die *Akkordeonisten* hingegen sind nicht dem Himmel, sondern der Erde zugewandt: Sie beugen sich beim Spielen über ihr Instrument, sie bewegen zwar fleißig die Hände, ziehen den Balg hin und her, hin und her, kommen dabei aber doch nicht vom Fleck. Anders gesagt: Sie sind eher zentripetale Typen, heimatverbunden, traditionsbewusst, vielleicht ein bisschen bieder.

Soweit die Theorie — aber schon bei deiner Ankunft am Gymnasium bricht sie in sich zusammen wie eine Fichtenmonokultur im Frühjahrssturm. Die Musikerinnen und Musiker, die vor dem Eingang auf ihren Auftritt warten, tragen zwar tatsächlich vage trachtenmäßige Kostüme in Schwarz-rot und historisch anmutendem Schnitt — aber mindestens zwei der Akkordeonistinnen tragen dazu grün gefärbte Haare, und wenn dich die Augen nicht täuschen, hält auch die eine oder andere ein Glas Bier in der Hand. Die Stimmung ist entsprechend blendend: „Wir spielen wie die Weltmeister — *mit* der Weltmeister!“, flachst ein junger Akkordeonist, und alle Umstehenden lachen, auch wenn sie dieses Wortspiel, so dein Eindruck, nicht unbedingt zum ersten Mal hören.

Beim Betreten der Aula fühlst du dich sofort an deinen ersten Tag an der Uni zurückversetzt: Fast alle Klappstühle sind besetzt, fast alle Anwesenden scheinen einander zu kennen — und alle schauen dich an. Vielleicht liegt es daran, dass du mit deinen auch schon über fünfzig Jahren den Altersdurchschnitt doch gehörig drückst, vielleicht daran, dass du der einzige Nicht-Klingenthaler im Saal bist — obwohl, Quatsch, es müssen auch Besucher aus Thüringen da sein, Ehrengast des heutigen Konzerts ist nämlich das Akkordeonorchester Altenburg: zwei Ensembles zum Preis von einem!

Die Altenburger sind zuerst an der Reihe. Sie heizen den Klingenthalern auch sofort gehörig ein, eröffnen mit „Viva la Vida!“ von Coldplay — es folgen anspruchsvollere Werke, die speziell für Akkordeon-Orchester komponiert sind, aber auch Chansons wie „Je veux“ von der Sängerin Zaz oder Glamrock-Nummern wie „The Final Countdown“ von den schwedischen Pudelrockern Europe. Als die ersten, ikonischen Fanfaren ertönen, gibt es kein Halten mehr, wenn das Publikum fünfzig Jahre jünger wäre, würde es jetzt die Aula zerlegen — so klatscht es bloß rhythmisch mit, die Hälfte des Saals auf die Eins, die andere auf die Zwei; alle voll auf die Zwölf.

Der einzige Wermutstropfen: Es sind auch Akkordeons mit „fremdländischen Namen“ auf der Bühne zu sehen, wie die *Conférencieuse* entschuldigend anmerkt — Instrumente von Beltuna aus Italien, vor allem aber, *horribile dictu*, Akkordeons der Firma Hohner aus Trossingen. Wanderer, solltest du zufällig aus Trossingen kommen, oder auch nur aus dem Schwarzwald, oder ganz allgemein aus dem deutschen *Südwesten* — häng das hier lieber *ned an die große Glogge*. Denn wisse, die Stadt Trossingen im Allgemeinen und der dort ansässige Harmonikahersteller Hohner im Speziellen sind hier nicht

wohlgelitten, wenn man dich fragt, wo du herkommst, sag einfach, du seist ein Gast auf Erden, du habest hier keinen Stand.

Dass Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein Trossinger Instrumentenbauer — „typisch Wessi!“ — einem Klingenthaler die Geheimnisse des Akkordeonbaus abgeluchst hat, woraufhin sich die Schwaben zum ärgsten Konkurrenten auf dem Harmonikamarkt entwickelten, haben sie hier nicht vergessen. Auch die Schmach, dass in dem Spaghetti-Western *Spiel mir das Lied vom Tod* der Mann, den sie „Mundharmonika“ nennen, auf einem Instrument von Hohner spielt, ist im kollektiven Gedächtnis schmerzhaft präsent — immerhin, so erfährst du, habe der Harmonikavirtuose, der das Motiv für den Film einspielte, seinen Fehler später eingesehen, und sei bei Live-Aufführungen auf ein Instrument der Firma C. A. Seydel umgestiegen, und C. A. Seydel hat seinen Sitz in — na? Genau: in Klingenthal.

In der Schul-Aula hat mittlerweile das heimische Akkordeonorchester die Bühne geentert — und die Klingenthaler spielen tatsächlich allesamt hochelegante, tiefschwarze Instrumente mit der Aufschrift *Weltmeister*. Erst jetzt fällt dir auf, was ein Akkordeonorchester von allen anderen dir bekannten Ensembles unterscheidet: Die Musiker müssen vor Beginn des Konzerts nicht stimmen! Sie befinden sich bereits qua Werkseinstellung in wundersamem Gleichklang oder, um eine Formulierung des Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz zu verwenden, in „prästablierter Harmonie“: gerade so, als hätte ein göttlicher Handwerker die Instrumente, ja, die gesamte Welt zum Besten eingerichtet.

Und noch etwas fällt dir auf: Jedes einzelne Instrument ist gewissermaßen ein ganzes Orchester, es verfügt über Akkord- und Melodietasten, über Bass-, Mittel- und Oberstimmen. Mit anderen Worten: Du hast ein *Orchester aus Orchestern* vor dir sitzen. Und du kannst dich der logischen Fortsetzung dieses Gedankens nicht erwehren, nämlich dass auch dieses Orchesterorchester nur der Bruchteil eines anderen, noch größeren Ensembles ist, eines Orchesterorchesterorchesters, welches wiederum in einem Orchesterorchesterorchesterorchester aufgeht, wie eine dieser russischen Schachtelpuppen, eine Matrjoschka, und dass auch dieses Orchesterorchesterorchesterorchester seinerseits und in unendlicher Ausdehnung und von Ewigkeit zu Ewigkeit und so weiter und so fort — der Gedanke macht dich schwindeln: das ganze Universum ein aus ineinander verschachtelten Instrumenten zusammengesetztes Instrument, es dehnt sich

aus, eine überirdische Kraft zieht den Balg und erschafft so den Klang der Sphären, einen ununterbrochenen, unhörbaren Akkord.

Wanderer, du magst Klingenthal eines Tages wieder verlassen, aber diese Frage wird dich noch lange begleiten: Befindest du dich bereits dein ganzes Leben, ohne es geahnt zu haben, in einem gewaltigen kosmischen Akkordeon?